



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Hildebrandlied

Baesecke, Georg

Halle (Saale), 1945

II.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-67747](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-67747)

II.

Wir versuchen nun, für den Text eine erste Summe zu ziehen, indem wir das Altsächsische abstreifen, auch die langen *ae* *a* *e*, soweit sie als angelsächsische Schreibungen für niederdeutsche *ē* stehen (*raet* 22, *ænon* 2, *enan* 12, *enigeru* 52 neben *enic* 57¹⁾); alles Geänderte oder Ergänzte schräg drucken; ferner die Verse absetzen und gruppieren, große und kleine Buchstaben unterscheiden und unsre Zeichensetzung einführen. Wir heben auch, um jedem Leser den Rhythmus dieser Verse sozusagen aufzunötigen, durch Beigabe der Akzente seinen Wechsel zwischen Stark und Schwächer hervor. (Wo ` fehlt, haben wir einen ‚stumpfen‘ Takt nach S. 18f.; fehlen die Akzente ganz, so ist angenommen, daß das Erhaltene kein Vers ist.) Eckige Klammern bezeichnen Auslassungen; ihren Inhalt zeigt die Wiedergabe der Handschrift T. I und II. Runde Klammern umfassen Füllsel angesetztter Lücken. Neue Vorschläge zur Herstellung zerstörter Wortlaute sind nur wenige aufgenommen: die Hoffnung, selbst mit guten allgemeine Zustimmung zu finden, ist gleich Null.

Die beigelegte Übersetzung soll den schon früher (S. 11 und 13) festgelegten Sinn nun in einer der alten angeählichten Form, namentlich Versform nahebringen. Sie ist trotz mancher Vorbilder infolge des Kampfes um Festhalten des Alten und Einführen des unumgänglichen Neuen wenig schön, und wohl meist je pedantischer desto unechter; namentlich müssen die feinen Abstufungen der Altertümlichkeit in solchem Zwange verschwinden. Die Übersetzung würde aber unweigerlich in unsre natürliche Sprecheweise ausgleiten, wenn nicht die Hervorhebung der (schräggedruckten) Stäbe und die Taktzeichen Halt geböten: es sind zu wenig Silben übrig geblieben und sie tragen so zu schwer an den Akzenten. Das ist gewiß eine Unnatur. Aber die kennen wir ja auch vom Singen, und wenn wir uns so dem Singen nähern, treffen wir auch etwas von der urtümlichen fast liturgischen Würde und Erhabenheit des Liedes neben den beschwingten Gegensätzen des alten Rhythmus. Um alles zu vereinen, müßte ein Dichter, vielleicht ein Dichterkomponist kommen. Vielleicht auch wird, wer diesen Text mit dem Übrigen liest, ihn althochdeutsch lesen lernen.

¹⁾ Es bleiben also die angelsächsischen *ae* *a* *e*, die gleich den *w*-Zeichen (s. S. 41) schon vor der Umsetzung ins Altsächsische vorhanden sein konnten: *furlaet* 20, *hætti* 17, *lettun* 63, *huitte* 66; vgl. aus dem dritten Baseler (Fuldaer) Recepte (S. 16) *uuzsae* ‚weiße‘, *rhaeno*, *hræne*, *rhene* ‚reine‘ neben *saiifun* ‚Seife‘.

Ih gihorta daz sagen,
daz sih úrhéizzùn éinòn múozin,
Híltibrànt enti Hádubrànt untar hériùn zuéim.
súnufátarùngos iro sáro ríhtùn,
gárutun sè iro gúndhàmun, gúrtun sih iro suért àna, 5
hélidos, ùbar hríngà, do si zo dero híltiù rítun.

Híltibrànt gimáhaltà [] — her uuas héròro mán,
férahès frótòro —, her frágèn gístúont
fóhèm uuórtùm, uuer sin fáter uuári
fireò in fólchè, ,eddo welihhes (fáter)cnùosles du síis: 10/11
ibu du mir éinàn ságes, ih mir de ándrè uuéiz,
chínd, in chúnincriche: chúnd ist mir al irmindèot'.

Hádubrànt gimáhaltà, Híltibràntes súnú:
,daz sagetun mir . . . únsère líuti, 15
álte ànti frótè, dea érhina wárùn,

daz Híltibrant hæzzi min fáter; ih heizzu Hádubrànt.
forn her óstàr gi[]wéiz, floh her O'tàchres níd
hina miti Théotríhhè enti sinero déganò filu.
her furlaéz in lántè lúzzila sízzèn, 20

prút in búrè, bárn únwàhsan,
árbeò láosà: her reit óstàr hína.
sid Détríhhè dárba gístúontùn
fáter[]ès mínès: daz uuas so fríuntlàos mán. 25
her was O'tàchrè úmmèz [] írri,

déganò déchisto miti Déotríchhè.
her was eo fólchès az éntè, imo w[]as eo féh[]tà zi léop; 27a

. . . .
chúnd wàs her (uúttò) chónnèm mánnùm, 28
[]' 29

Híltibrànt gimáhaltà, Héribràntes súnú: 29a
,wéizzù írmingòt [] óbanà ab héuanè, 30
daz du neo dana halt mit sus síppàn mán
dínc ni giléitòs

Wánt her dò ar ármè wúntàne báugà
chéisuríngu gitán, so imo se der chúníng gáp,
Húneò trúhtùn: ,daz ih dir iz nu bi húldì gíbu.' 35

Ich hörte das sagen,
 daß sich Heráusfódrèr einzèln tráfen,
 Hildebránd und Hádubrànd, zwischen Héerèn zwéin.
 Vátèr und Sóhn sáhn nach ihrer Ruéstung,
 5 bereiteten ihre Bruénnèn, bánden sich ihre Schwérter ùm,
 die Hélden, uèber die Ríngè, als sie ríttèn zu díesem
 [Kámpfè.

Hildebránd ánhüb — er war der áéltèrè Mán,ñ,
 des Lebèns erfáhrèr —, zu frágèn begánn èr
 mit wénig Wórtèn, wer gewésèn sein Vátèr
 10/11 in der Schár der Ménschèn, und wes Geschléchtès du séist:
 wenn du éinèn mir ságst, die ándèrn wéiÙ ich,
 Juéngling, im Koénigréichè: kúnd ist mir álles GróÙvólk'.

Hádubrànd ánhüb, Hildebránds Sóhn:
 15 ‚Das sagten mir . . . únsèrè Léutè,
 áltè und klúgè, die éherhìn wáren,
 daß Hildebrand gehéiÙen mein Vátèr; ich heiÙe Hádubrànd.
 E'instèn er óstwärts rítt, floh er O'táchers HáÙ,
 dahín mit Díetrích und seiner Dégèn víelèn.
 20 Da líeÙ èr die Gáttin im Lándè zuruéckè,
 die kléinè, im Háusè, das Kínd únerwáchsen,
 des E'rbès beráubt: er rítt óstwaèrts davón.
 Deréinst sóllte Díetrích dárbèn lérnèn
 des Vátèrs méin: das war so fréundlöser Mán.
 25 Er war auf O'táchèrn únmaèÙig ergrímmt,
 ér, der Dégèn bei Díetrích líebstèr.
 Er war immer dem Vólk àn der Spítzè, ihm war immer
 27a (Darum fürchte ich für sein Geschick.) [Féchtèn zu líeb;
 28 Kúnd wàr er (wéithìn) kuéhnèn Maénnèrn'.
 29

29a (Hildebránd ánhüb, Héribrànds Sóhn):
 30 ‚Das wíÙè der Állgótt óbèn im Hímmèl,
 daß du doch níemàls nóch mit so náhèm Gesíppèn
 Verhándlúng fuéhrtèst . . . (Ich bin dein Vater.)'

Da wánd èr vom A'rmè gewúndèrè Ríngè
 aus Káisergólde gemácht, die ihm der Koénig gegébhèn,
 35 der Héunèn Hérr: ‚Um Húld gèbh ich dir díes nún.'

Hádubràn̄t gimáhaltà, Híltibràn̄tes súnu:
 ‚mit gèrù scal mán gèba infáhàn,
 órt uùidar órtè!
 du bist dir áltèr Hún, úmmèz spáhèr,
 spénis mih mit dinem w[]órtùn, wili mih dinu spèru wèrpfàn. 40
 pist also giáltèt mán, so du ewin ínwīt fúortòs.
 dáz ságetun mìr sèolídànte
 wéstàr ubar wéntilsèò, daz inan wíc furnám:
 tót ist Híltibràn̄t, Hèribràntes súno!‘

Híltibràn̄t gimáhaltà, Hèribràntes súno: 45
 ‚wéla gisíhu ih in dinem (wíc)hrústim,
 daz du hábes héimè hérròn gótèn,
 daz du nóh bi dèsemo ríchè réecheò ni wúrti.‘ 48

Hádubràn̄t gimáhaltà, Híltibràn̄tes súnu: 48a

Híltibràn̄t gimáhaltà, Hèribràntes súnu: 48b
 ‚wéлага нù, wáltant gòt [], wéwürt skíhit!
 49
 ih wallota súmaro ènti wínrò sèhszic ur lántè, 50
 dar man mih éo scérità in scéozàntero fóle,
 so man mìr az búrc éinigeru bánun ni gifástà,
 nu scal mih suásàz chínd suértù háuwàn,
 bréton mit sinu bílliù eddo ih imo zi bánin wérdàn.
 doh mahtu nu áodlíhhò, ibu dir din éllèn táuc, 55
 in sus hérèmo mán hrústì giwínnàn,
 ráubà bi[]ráhanèn, ibu du dar einic réht hábes.‘ 57

Hádubràn̄t gimáhaltà, Híltibràn̄tes súnu: 57a
 ‚arga‘

Híltibràn̄t gimáhaltà, Hèribràntes súnu: 57b
 ‚der si doh nu árgóstò [] óstàrlíutò, 58
 der dir nu wígès wárnè, nu dih es so wél lústìt,
 gúndeà giméinùn: níusè de mózzi, 60
 werdar sih híutu dèro hrégilò hrúomèn múozzi
 erdo desero brúnnònò bédèro wáltàn!‘

do lézzùn se árist áscìim scrítan
 scárfpèn scúrim, daz se in dem scíltim stóntùn.

- Hádubrând ánhüb, Hildebránds Sóhn:
 ‚Mit dem Gér söll der Mánn Gábè empfángèn,
 Spítze wíder Spítzè!
 Du bist ein áltèr Héunè, únmaèßig schláu,
 40 löckst mìch mit deinen Wórtèn, willst mìch mit deiner Lánzè
 [wérfèn.
 So ált dù gewórdèn, triebst ímmèr du Lístwèrk.
 Dás ságtèn mìr séefáhrende Maénnèr
 wéstlich uèber das Wéndelmèer: wég nàhm ihn Kámpf,
 tót ist Hildebránd, Héribrànds Sóhn!‘
- 45 Hildebránd ánhüb, Héribrànds Sóhn:
 ‚Wóhl erkénne ich an deiner (Kriegs)ruéstung,
 daß du hábèst zuháusè einen Hérrèn gút,
 48 daß du bei díesèm Fuérstèn noch fluéchtig nicht wúrdèst.‘
- 48a (Hádubrând ánhüb, Hildebránds Sóhn:
 Hohn auf Hildebrands grauen Bart und verbrauchten
 [Schild.
- 48b Hildebránd ánhüb, Héribrànds Sóhn:)
- 49 Wéhe nùn, Wáltegótt, Wéhgèschíck gèschícht!
 50 Ich wallte Sómmèr und Wíntèr séchzig àußer Lándès,
 da man ímmèr mìch stélltè in der Stuérmèr Réihèn,
 und vor kéinèr Stádt ich stárb dòch des Tódès,
 nun soll das éigène Kínd mit dem E'isèn mìch schlágèn,
 mit dem Schwértè mìch tréffèn oder Tód ich ihm wérdèn!
 55 Doch kánnst dù nun léichtlich, wenn dein Kámpfmüt dir lángt,
 so áltèm Mánnè ábkaèmpfen die Ruéstung,
 57 den Ráub erbéutèn, wenn irgèndein Récht daràn du hást.‘
- 57a (Hádubrând ánhüb, Hildebránds Sóhn:
 ‚. . . . A'rger!‘
- 57b Hildebránd ánhüb, Héribrànds Sóhn:)
- 58 ‚Der muésse doch nùn der Aérgstè der O'stlèute séin,
 der dir nun wéigertè den Stréit, wènn dich so wóhl séiner luéstèt,
 60 des Kámpfès zu zwéin: kóstè wer dárf,
 ob er héut sich der Ruéstung ruéhmèn duérfè
 und úber díesè Bruénnèn béidè wáltèn!‘
- Da líeßèn sie érstlich die E'schèn gléitèn
 in schárfèn Scháuèrn, daß in den Schíldèn sie stándèn.

do stáftùn zosámanè, stáimbòrt chlúbun,
héuwùn hármlihho huízzè scílti,
únzi im iro lintùn lúzzilo wúrtùn,
giwígán miti wáfnùm

65

Nach dem Beseitigen der niederdeutschen Lautformen ist nun aber das übrigbleibende Hochdeutsche nicht etwa einheitlich. Es gibt da zwar viel sicher Fuldisches: das regelmäßige *her* ‚er‘, das ebenso regelmäßige *gi* der Vorsilbe, das unverschobene *g*, in 32 von 34 Fällen auch *b* des Anlauts, das dann in V. 21 auf *p* reimt (*prut: bure: barn*): so gedankenlos führt der Abschreiber sein *b* ein. Dagegen würde bairisch sein das *ao*, das mitten auf dem Entwicklungswege des alten *au* zu *ō* liegt, die ausnahmslose Verschiebung von *d* zu *t* und (außer in *Theotrihhe* V. 19) von *th* zu *d*; für *e* aus *eo* (*Detrihhe* V. 23) gibt es, abgesehen von späteren Entwicklungen und langobardischen Fällen, nur ein paar Gegenbeispiele aus unserm ältesten bairischen Buche, dem Abrogansglossar von etwa 765. In andern Fällen haben wir scheinbar regellose Mischungen, z. B. den alten Langvokal *o* überwiegend neben der bereits zerlegten Form *uo*; daß *o* auch hier das Ursprünglichere ist, zeigt *gistontun* neben *gistuontum* beim Abirren von T. I Z. 21 auf Z. 19.

Indessen, könnte man einwenden, eine solche Beimischung von Bairisch sei ja ein Kennzeichen des frühen fuldischen Schriftdeutschen: wenn etwa in den Rezepten *pipaoz* für *biboz* ‚Beifuß‘ geschrieben wird, so ist das in den beiden *p* wie in *ao* bairisch. Es ist die natürliche Folge davon, daß Sturm, der erste Abt von Fulda, ein Baier war und das neue weit in die meilentiefe Waldeinsamkeit der Bochonia, des ‚Buchenlandes‘ vorgeschobne Kloster, das überhaupt noch keine Mundart haben konnte, mit Landsleuten besiedelte, die dann jene bonifazischen Lehrer fanden. Noch 771 und 773 oder 74 verhandelte Sturm mit dem Baiernherzog Tassilo in großpolitischer Sendung.

Wir könnten dann sagen, daß wir in unsrer hergestellten hochdeutschen Vorlage des erhaltenen Textes schon viel Fränkisches eingedrungen sähen und daß sich der mundartlich-räumliche Unterschied in einen zeitlichen verwandle.

65 Da stápfen sie zusámmèn, spáletèn die Búnthòrde,
híebèn hármvòll die hélièn Schildè,
bis wénig béidèn wúrdèn ihre Línèn,
zerschlágen vòn den Schwértèrn

(Hadubrand wird schwer verwundet. Er reicht Hildebrand sein Schwert, tut aber, als der danach greift, noch einen tückischen Schlag. Hildebrand kann sich noch schützen. Er brandmarkt den Schlag als weibisch, umschlingt den Sohn, schleudert ihn zu Boden und vernichtet mit einem Schwertstoß den Ehrlosen und das Geschlecht. Klage des Vaters.)

Jenes *o* z. B. reicht in den bairischen Überlieferungen mehr als ein halbes Jahrhundert tiefer herab als im Fränkischen und ist im Rheinfränkischen kaum noch aufzutreiben. In unserm Texte ist *uo* noch in der Minderzahl. Deutlicher spricht die Schreibung *d* für *th*. (In V. 19 erweist der Stabreim *th: d* das *th* des Eigennamens *Theotrih* als altmodisch-festgelegten Schreiberschnörkel. Vgl. S. 40.) Hier, im Konsonantischen, ist das Fränkische beharrsamer als das Bairische, während es sich im Vokalischen umgekehrt verhält. Schon der genannte Abrogans zeigt das *th* im Schwinden, während die fuldische Verdeutschung des Gesamt-evangeliums Tatians von etwa 832 es noch sehr wohl kennt, im Anlaut sogar regelmäßig anwendet. Das *d* ist also erst von Baiern her in Fulda eingeführt. Aber die hier, bis auf jenen einzigen Ausnahmefall *Theotrih* regelmäßige Schreibung *d* ist in Baiern kaum vor 790 anzunehmen.

Andrerseits können wir sagen, daß nicht erst die zweite (uns erhaltene) Niederschrift das angelsächsische *w*-Zeichen eingeführt hat — denn sie wendet es namentlich zu Anfang mehrfach falsch an, bietet T.IZ. 8 und 22 sogar *p* für *w*, erkannte also *p* der Vorlage nicht. Wenn dann für das alte *hw* außer in dem gebundenen Reime *heuwun : harmlihho : huizze* V. 66 nur *w* im Anlaut gebraucht ist (V. 9, 11, 61), so spiegelt das den Lautstand der ersten Abschrift. Das fast durchgängige anlautende *hw* in der mit Fulda nach 802' angesetzten Kopie des verdeutschten Salischen Gesetzes kann, wie auch andres, einer nördlicheren Urfassung entstammen, gestattet also, zwingt aber nicht, danach auch die ältere Niederschrift des Liedes in den Anfang des 9. Jahrhunderts zu rücken.

Wir blieben gern in der Abtzeit Baugulfs, 779—802. Denn erstens wissen wir, daß sein Nachfolger Ratgar literarischer Betätigung feindlich, und zweitens, daß Baugulf Herr einer bedeutenden ‚Schule‘ war. Und die erkennen wir an ihren Früchten: Hraban, unter dessen Augen, innerhalb dessen volkskundlicher Sprachstudien wie klösterlicher Beziehungen

wir unsre Kasseler Handschrift geschrieben dachten; Baturich, 817—47 Bischof von Regensburg, bei dem wir immer noch die insularen Spuren in Schrift und Dichtung finden — ‚Muspilli‘, unser zweites episches Stabverswerk wird in seine Zeit gehören —; Einhart, der berühmteste unter den Schülern, der das ‚Leben‘ des Kaisers schrieb.

Einen sachlichen Nachkömmling dieser Schule haben wir sehr wahrscheinlich in der sog. Wessobrunner Handschrift, die wir in einer schönen Lichtbildausgabe Seite für Seite betrachten können. Es sind eigentlich drei ‚Schulhefte‘, die Baturich in Regensburg hat zusammenschreiben lassen und die neben einzelnen Hauptstücken eine Menge kleiner Notizen und Nachschriften enthalten: ein Bild des Schulbetriebes und seines Geistes.

Wir finden darin z. B. ein Stück über die Entstehung der Alphabete aus den ‚Ursprüngen‘ des Erzbischofs Isidor von Sevilla, der zu Anfang des 7. Jahrhunderts noch einmal die antike Wissenschaft zusammenfaßte, indem er glaubte, die Ursprünge der Dinge mit Herleitung ihrer Namen erklären zu können. Dies Stückchen ist dann auch für Hraban der Ausgangspunkt seiner Schrift über die Buchstaben (S. 16) geworden: er kannte es von der Schule her oder fand es in der Bibliothek. (Aus demselben Werke stammt auch das zweimalige *Christus grece unctus dicitur latine* ‚Griechisch Christus heißt lateinisch unctus (der Gesalbte)‘ am untern Rande unsres Hildebrandtextes: ein weiteres Bändchen der Gemeinsamkeit.)

Ferner enthält die Wessobrunner Handschrift Bruchstücke von einer Darlegung der ‚sieben freien Künste‘, d. h. einer mittelalterlichen (aus der Antike herübergeholt) Wissenschaftslehre mit Beispielen, und zur Poetik wird ein stabendes Preislied über die Erschaffung der Welt gegeben, das nach einem prosaischen Anhang fälschlich ‚Wessobrunner Gebet‘ genannt ist. Es übersetzt einen angelsächsischen Hymnus, und von da kommt auch die bezeichnende Mischung heidnischer und christlicher Züge: heidnisch (und so in der Edda erhalten) die Schilderung des uranfänglichen Nichts durch gegensätzliche Aufzählung der nicht vorhandenen Dinge:

Das erfragt ich in der Welt als der Wunder größtes,
daß die Erde nicht war, noch oben der Himmel,
noch Baum nicht noch Berg nicht war,
noch irgend ein Stern noch die Sonne nicht schien,
noch der Mond nicht leuchtete noch die lichte See.

Und dann ist es doch christlich, daß Gott und seine Engel schon da sind.

Das Angelsächsische schaut aus Worten und Formen noch hie und da hervor. Die Vorlage haben wir nicht mehr, aber nahe Verwandte von

ihr, darunter den Hymnus von Caedmon: so hieß, mit keltischem Namen, ein Hirt im northumbrischen Kloster Whitby. Er hatte in seinem weltlichen Stande die Kunst nie gelernt und pflegte den Tisch zu verlassen, wenn die Harfe und das Singen an ihn kam. Bis ihm in seinem Stalle eine Traumstimme gebot: ‚Singel‘, und als er fragte: ‚Von der Schöpfung!‘ Daraufhin entstand dieser Hymnus. Danach wurden ihm Teile der hl. Schrift vorgelesen und erklärt, und er sollte sie in Verse umsetzen. Er ging und brachte am nächsten Morgen das schönste Gedicht in der eignen Sprache. Die Äbtissin nimmt ihn dann als Mönch auf.

Das war die northumbrische Prinzessin Hild, die das Kloster im Jahre 657 gegründet hatte, und wenn dort im geistlichen Kreise der Tafel auch weltliche Lieder gesungen wurden, so gehört das zu dem geistigen Erbe, das der verbannte junge König Oswald aus Schottland und insbesondere Iona, dem Kloster seiner Erziehung, mitbrachte, als er heimzog und den Thron von Northumberland bestieg. Denn in Iona war neben aller Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sowohl die antike Dichtung wie die geliebte heimische, auch die Heldendichtung gepflegt, ohne religiöse Ängste, in der eignen Sprache, mündlich und schriftlich.

Diese freiheitliche und befreiende, stark dem Antiken zugewandte und fast allein noch des Griechischen kundige christliche Bildung wiederum erwuchs wohl auf den Resten römischer Wissenschaften, die im 5. Jahrhundert aus den Völkerwanderungstürmen Frankreichs auf die letzte europäische Insel — auch die Iren hießen *Scoti* — geflüchtet und lange vor neuen römischen Bindungen behütet war.

Sie kam über Whitby, Caedmon und Beda auch uns zugute: Caedmons Hymnus bedeutet den Anfang der durchs Pergament erhaltenen germanischen Dichtung (zwischen 657 und 680); Beda († 735), der Northumbrerschüler, der in seiner ‚Kirchengeschichte Englands‘ jene innerlichst wahre Legende von Caedmon erzählt, trägt die northumbrische Einstellung nach Fulda. Denn dort besaß man von seiner Kirchengeschichte eine Handschrift des 8. Jahrhunderts, und wenn sie auch nur das 4. und 5. Buch enthielt: eben darin stand die Geschichte von Caedmons Berufung, und sie wirkte sowohl auf den, dem wir das Eindeutschen des Wessobrunner Hymnus verdanken, wie auch auf den jungen Hraban, dem sie noch nach Jahrzehnten für die Vorrede zum ‚Heliand‘, unserm altsächsischen Christusepos dienen mußte.

Auch das ‚Schulheft‘ selbst ist eine irische Einrichtung: Mönche trugen es auf ihren Pilger-, Missions- und Klostergründungszügen durch die abendländische Welt als geistige Zehrung in ihren Büchersäcken mit sich. Noch Bonifaz tat das, und die Legende erzählt, daß er in seinem

letzten Stündlein unter den wilden Friesen einen Band daraus zum Schutze über sein Haupt hielt. Daß aber auch zu Baugulfs Zeit und noch im 9. Jahrhundert jene irische Geistigkeit unmittelbar in Deutschland einfließen konnte, zeigt uns das sog. Reichenauer Schulheft. Es enthält nur acht Blätter und darauf als Hauptstück eine kleine Hymnensammlung, dazu aber ein Leben Vergils und ein Stück Erklärung der Äneis, die schon die Kleinen lesen sollen, damit sie ihrer im Alter nicht vergessen, auch Griechisches (z. B. die Deklination des Artikels) und namentlich, was unserm Vergleiche dient: Irisches in Prosa und Versen, einen Zauberspruch, ein Lob auf einen Fürsten von Leinster, ein Gedicht vom Wettkampf eines Mönchs und seiner weißen Katze: sie jagt nach Mäusen, er nach dem Sinn schwerer Sätze.

Hier in Fulda allein kurzum, sonst nirgends in Deutschland käme nach unsrer Überlieferung und Kenntnis das Hildebrandlied damals neben andre Stabverse germanischen Inhalts zu stehen. Aber in den beiden stabenden Gedichten wäre das Wagnis dadurch gemildert gewesen, daß sie sich als christlich geben, im Hildebrandliede freilich ohne Spur von Theologie und Kirchlichkeit und mit jenem etwas verfänglichen Namen Irmingot (S. 33). Als Übersetzung stünde der Hymnus auf einer tieferen Sprosse der Leiter, die von einfachem Glossieren (auch in der Wessobrunner Handschrift) über jenes kaum verständliche Halbangelsächsisch-Halbdeutsch der Fuldaer Rezepte (S. 16) zum Hildebrandliede aufgerichtet ist. An ihm bemerken wir von Übersetzen einstweilen nichts: die Mischung von Bairisch und Fränkisch war anders zu erklären.

In seinem ‚Leben‘ Karls schreibt Einhart: ‚Nach Annahme der Kaiserwürde‘ begann der Kaiser die neue große Gesetzgebung (von 802, vgl. S. 41). Dazu gehörte das Niederschreiben der ungeschriebnen Rechte aller Völkerschaften seines Reiches. ‚Ebenso ließ er die uralten germanischen Lieder, in denen die „Taten und Kriege“ alter Könige besungen wurden, für die Nachwelt aufzeichnen‘.

Nach unserm erkämpften Datum würde also die erschlossene ältere Niederschrift des Hildebrandliedes zugleich ein Beitrag zu dieser nach Karls Art und Größe frei und gewaltig vorausgreifenden Sammlung gewesen sein können? Wir glauben nach allem Gesagten eher das Gegenteil: daß die Anregung aus Fulda durch Einhart an Karl kam. Die erhaltene Abschrift aber, die unsre Forschung immer zu verengen gedroht hat, bliebe dann vielleicht nur ein unzulänglicher Versuch, im Sinne des Kaisertums auch sprachlich für die Gemeinsamkeit der beherrschten Stämme zu wirken.

Daß das Lied im Kloster entstanden sei, werden wir natürlich nicht glauben.

Aber daß das Lied schon vorher in Fulda bekannt war, lesen wir unzweideutig aus den Namen der verstorbenen Klosterangehörigen ab, die in der Liste der ‚Ältesten Annalen‘ aufgezeichnet stehen. Die kennen bis 826 einschließlich in der ursprünglicheren (bis 840 von derselben Hand geschriebnen) Überlieferung des 9. Jahrhunderts nur drei mit *-brant* ‚Schwert‘ gebildete Namen, und zwar nur die unseres Liedes: Heribrant 782 und 808, Hiltibrant 786, Hadubrant 808 und 823. Daneben gibt es auch Heriberah 780, Heriberath 781, Heribraht 825, aber auch 44 andre Namen mit *-braht* (alle aus *berht*, *berah*, *braht* ‚glänzend‘), darunter ein Neribraht 789. (Bis 840 bringen diese Aufzeichnungen noch einen Fridubrant 827 und einen Hiltibrant 833 neben weiteren 20 *-braht*-Namen.) Die zweite Handschrift, 10. Jahrhunderts, verwandelt aber auch jene *-brant* bis auf die in Heribrant 782 und Hiltibrant 786 zu *-braht*; nur ein vereinzeltes Neribraht erscheint, das umgekehrt vorher Neribraht hieß. Diese Ungebräuchlichkeit des *-brant* wird nun für das Fulda unsrer Liedabschrift bezeugt durch die sechsmalige Einführung von *-braht* für *-brant* (s. die Anmerkungen zu T. I und II).

Wie lange dann etwa der 786 gestorbene Hiltibrant vor seiner Aufnahme ins Kloster gelebt hat, wissen wir nicht, aber er könnte schon unter den ersten bairischen Mönchen gewesen sein, mit denen es im Jahre 744 gegründet wurde, oder ein früh ‚dargebrachtes‘ Kind.

Die Fuldaer Urkunden mit ihren deutschen Namen haben wir (außer einer einzigen) nicht selbst, sondern nur in Abschriften oder sogar nur Abdrucken, in denen ja jene Änderungen von *-brant* zu *-braht* schon vorgenommen sein können; sie tun also nichts hinzu. Sie liefern (bis 840) Heribrant 825 und Hiltibrant 815, aber auch reichliche Heribraht, Hiltibraht und einige Hadubraht.

Indessen hindert uns der Stabreim *riche : reccheo* V. 48, mit unserm Liede beliebig in den Zeiten emporzusteigen. Denn *reccheo* hatte einst ein *wr* als Anlaut. Es gibt davon im Rheinfränkischen noch gegen Ende des 8. Jahrhunderts Beispiele, und weiter nördlich reichen sie noch beträchtlich tiefer herab. Der Reim wäre also um 744 im Fränkischen vielleicht noch nicht möglich gewesen. Wohl aber im Bairischen, denn da haben wir schon in den frühesten Aufzeichnungen kein *wr* mehr.

Aber der Inhalt des Gedichtes führt uns mit den Namen Theotrih und Otacher noch weiter nach Süden, nach Italien: dieser ist der Rugierkönig Odoaker, der 476 den letzten weströmischen Kaiser absetzte und

das Land eroberte; jener der große Theoderich, der 489—93 Odoaker besiegte und das italische Ostgotenreich gründete.

Die Namen Heri-, Hilti- und Hadubrant freilich lassen sich aus dem Gotischen nicht erklären; da fehlen Namen auf -brand überhaupt. Dagegen sind sie bei den Langobarden, die seit 568 die Nachfolger der Ostgoten im Besitze Italiens waren, besonders häufig. Man hat von solchen langobardischen Namen nicht weniger als 66 verschiedene aufgezählt. Hildebrand und Aribrand = Heribrand sind dabei.

Aber Helden werden wohl nicht mit verbreiteten Namen benannt, sondern Namen werden verbreitet, weil Helden mit ihnen benannt waren. (Darum schließen wir ja aus dem Vorkommen von Namen in Urkunden und dgl. auf Bekanntschaft mit Heldendichtungen.) Um eine brauchbare Anknüpfung zu finden, halten wir uns also an die Häupter, die in die Geschichtsschreibung aufgenommen sind und zunächst an die Langobardengeschichte des Paulus Diaconus (gegen 790 geschrieben): grade er befaßte sich auch mit der volkstümlichen Überlieferung, und ihm so gut wie allein verdanken wir die Möglichkeit, die Heldendichtung der Langobarden wiederzugewinnen, die Lieder von der Herulerschlacht, von Thurisind, von Alboin und andere. Wir haben auch selbst schon (S. 26f.) die ‚arga‘-Geschichte von Ferdulf und Argait daraufhin betrachtet.

Als erster -brand-Name erscheint bei Paulus (und in der gesamten langobardischen Geschichtsschreibung) ein Ansbrand, den der im Jahre 700 gestorbene König Cunibert seinem noch im Kindesalter stehenden Sohne Liutbert als einen weisen und erlauchten Mann (*virum sapientem et inlustrem*) zum Vormund bestellt hatte. Dieser verteidigt ihn ohne Glück gegen die bald vordringenden Thronräuber Raginbert und Aribert, Oheim und Vetter. Dabei wird der kleine König gefangen und dann im Bade umgebracht. Ansbrand selbst flieht zu Herzog Theotbert von Baiern und bleibt neun Jahre bei ihm. König Aribert läßt Ansbrands Sohn Sigibrand des Augenlichts berauben, der Gattin Theoderada, die trotzts, sie werde doch noch Königin werden, Nase und Ohren abschneiden und wüthet schändlich gegen die übrige Verwandtschaft. ‚Auch den jüngeren Sohn Liutbrand hielt er gefangen, aber weil er sah, daß er ein unbedeutendes Wesen (*despicabilem personam*) und jung war, tat er ihm körperlich nicht das mindeste Leid an und entließ ihn sogar zu seinem Vater. Das geschah zweifellos auf Wink Gottes, der ihn zur Regierung des Reiches vorbereitete‘.

Hier folgt erst die Geschichte von dem ‚arga‘ Argait.

Im zehnten Jahre seines Aufenthaltes in Baiern — heißt es danach wieder weiter — kann Ansbrand endlich den Herzog Theotbert zu einem

lose Verteidiger seines kindlichen Königs Liutbert, und von ihm kann man mit den Worten des Liedes sagen, daß ‚Einst er (von Chiavenna) ostwärts ritt, floh er (Ariberts) Haß. — — Da ließ er die Gattin (Theoderada) im Lande zurück, die kleine, im Hause, das Kind (Liutbrand) unerwachsen, des Erbes beraubt: er ritt ostwärts davon. — — Das war ein so freundloser Mann. Er war auf (Aribert) unmäßig ergrimmt. — — Er war immer dem Volk an der Spitze, ihm war immer Fechten zu lieb, kund war er kühnen Männern‘. Und wenn das arga-Motiv mit Recht im Liede ergänzt ist, so könnte Paulus mit seiner Einschachtelung zu erkennen gegeben haben, daß er um diesen Zusammenhang wisse.

Dieser Ansbrand ist dann mit dem nachmaligen Könige in langjährigem Ellende bei einem Fürsten, der ihm schließlich mit seinem Heere die Heimkehr verschafft.

Das ist ein völliger Gleichlauf zu der Dichtung von Dietrich von Berne. Die kennen wir freilich in Zusammenhang erst aus mittelhochdeutschen Epen und der Thidrekssaga (S. 28) des 13. Jahrhunderts: hier fehlt die Hilfe der Edda für den Rückschluß auf frühere Zeiten, und so bleibt manches unklar. Inhalt etwa: Dietrich (Theotrih) wird von dem bösen Könige Ermenrich angegriffen und besiegt ihn, verliert aber acht seiner besten Mannen als Gefangene. Ermenrich will ihnen Leben und Freiheit nur schenken, wenn Dietrich auf sein Land verzichtet. Der tut es in seiner Treue und zieht dann mit einer kleinen Schar ins Ellende zu König Etzel (Attila). Von ihm erhält er nach dreißig Jahren ein Heer und kann so nach der ‚Raben-Schlacht‘ (bei Ravenna) heimkehren und sein Land wieder in Besitz nehmen.

Es fehlt nur noch der junge König. Aber der war ja schon als Kind ermordet. An seiner Stelle steht, der Geschichte gemäß, Ansbrands eigner Sohn, Liutbrand. Aber die Erzählung des Paulus scheint auf die Dichtung hin stilisiert. Oder warum läßt Aribert in seinem barbarischen Blutdurst — *barbarica* braucht Paulus sogar bei der gewöhnlichen Schlußbelobung des Königs — den kleinen Liutbrand am Leben, als könne er nie klug und stark genug für die selbstverständliche Rache werden, und schickt ihn eigens dem Vater, zu ‚unabschätzbare‘ Freude? Es wird von dem Erzähler als göttliche Fügung ausgelegt. Offenbar erhält Liutbrand hier die wohlbekanntere Rolle des ‚Dümmlings‘ oder ‚Aschenliegers‘, des Kindes, das stumm und einfältig ist und dann im entscheidenden Augenblick zum Heldentum erwacht.

So sind also der einstige ‚Mann‘ und der nachmalige König, Ansbrand und Liutbrand doch beieinander wie Hildebrand und Dietrich. Aber es ist bezeichnend, daß Liutbrand dann bei Heimkehr, Schlacht

und Thronbesteigung keine Rolle mehr hat. In der Tat wurde ja zunächst Ansbrand König, wenn auch nur auf kurze Frist. Die Zweideutigkeit des Schlachtsieges, nach dem Aribert flieht, ist natürlich dem Vaterlandsgefühl des Geschichtsschreibers zur Last zu legen, der seine Langobarden nicht geradezu unterliegen lassen wollte.

Der Name Hildebrand wäre also nach Ansbrand gebildet wie nachmals der des Ansbrand-Enkels Hildebrand nach dem seines Großvaters. Und des Liedes? Das stabende Hadubrand in *hadu*-,Kampf‘ ist nur eine durchsichtige Abwandlung von *hildi*-,Kampf‘, und Heribrand, ein leerer Heldenname, zu den beiden andern -brand der dritte, der dem *hildi*- und *hadu*- noch das übergeordnete und stabende *heri*- ‚Heer‘ zufügt: man erkennt das Erfundene der Namen, das ja eigentlich schon aus ihrer tadellosen Dreiheit hervorglänzt.

Wir denken also das Hildebrandlied dem Könige *Liutbrand* zum Preise des herrlichen Aufstiegs seines Geschlechtes (der ‚Brande‘ nach dem der ‚Berte‘ auf dem langobardischen Königsthron) dargebracht. Wenn dabei der frühgemordete *Liutbert*, der nicht mehr an Ellende und Heimkehr teilnehmen konnte, mit *Liutbrand* zusammenfloß, so war das eine angenehme höfische Erhöhung — vielleicht auch half die Gleichheit der ersten Namenhälften mit, vielleicht war der kleine Tote wirklich schon vergessen. *Liutbrand* aber war den Seinen nicht nur der große König — das bezeugt der Nachruf des Paulus am Schlusse seiner Langobardengeschichte hinlänglich —, seine kühne Heldenkraft lebt auch in kleinen volkstümlichen Erzählungen fort, und wir denken uns seine Halle leicht als Stätte der Heldenlieder.

Die göttliche Fügung, die den jungen *Liutbrand* gerettet haben soll, erklärt sich nun wie die Anlehnung an ‚Dietrichs Ellende‘ in einer verwandten geschichtlichen Lage daraus, daß der größte langobardische König aus der Welt des größten bekannten Helden stammen sollte.

Wir denken uns also nach den Folgerungen aus Namen und Stoff ein langobardisches Hildebrandlied am Hofe *Liutbrands*.

Es kämen aber auch noch andre sachliche Gründe zu Hilfe. Die Kunde vom Tode des ostwärts entflohenen Hildebrand bringen (V. 42 f.) Seefahrer westwärts über das Wendelmeer an die italienische Ostküste: das trifft auf die Lombardei, aber etwa auf Baiern schon nicht mehr. Die Aufnahme des *arga* gemäß dem langobardischen Gesetz (nun noch durch Paulus Diaconus gestützt); vielleicht auch die Anwendung des Sprichworts von der Gabe und dem Speer (V. 37 f.): es wird nur noch einmal, in der Geschichte von dem starken Späher Adalgis, dem Sohne des letzten Langobardenkönigs Desiderius, angewandt und vorgelebt, den Karl

durch seine Armringe auf der Flucht betören lassen will, der aber dem Verfolger argwöhnisch zuruft: ‚Wenn du sie mir mit dem Gere reichst, will ich sie auch mit dem Gere empfangen!‘ Es ist eine ‚Gerverhandlung‘, die im Altnordischen *geirathing*, im Langobardischen *gairéthinx* heißt und dort noch ‚Kampf‘, hier bereits ‚Rechtsgeschäft (Schenkung u. a.) mit Ger als Symbol‘ bedeutet: ein Beispiel der nur nordisch-langobardischen Verwandtschaften. Sehr möglich, daß in der reichen durch Paulus bezeugten langobardischen Dichtung auch die ‚Spruchform‘ (S. 17f. und 20) ihresgleichen hat: bei uns fehlt sie, und aus dem Hildebrandliede springt sie gewaltsam heraus, nicht nur durch die Kürze des zweiten Verses, die man wohl aus einer Lücke erklärt, sondern auch durch den nur hier gültigen ‚rührenden‘ Stabreim.

Bei solcher Ansetzung unseres Liedes lösen sich alsbald einige geschichtliche Schwierigkeiten.

Theotrih aus dem heimatlichen Italien durch Otacher vertrieben, nachdem doch der geschichtliche Theoderich der Große, der Ostgotenkönig, in Italien eindringend, vielmehr den Odoaker besiegt und verräterisch niedergemacht hatte? Ja, denn für den Dichter sind die Ostgoten Vorbesitzer der italischen Heimat, und wenn Theotrih im Ellende war, so war er aus Italien vertrieben, und zwar von dem zeitgenössischen Gegner, den die römische wie die ostgotische Geschichtsbetrachtung zur Zeit des Königs als bösen Unterdrücker ansah: es lagen ja rund 200 Jahre zwischen Theoderichs Tode und dieser neuen Dichtung, und 160 waren seit der langobardischen Eroberung Italiens unter König Alboin verflossen. Theoderich-Dietrich heißt denn auch von Berne, d. i. Bér(o)na ‚Verona‘, nicht von Raben, d. i. Ráven(n)a, seinem geschichtlichen Sitze. Der gotische Held ist zu einem langobardischen geworden und wird ein deutscher.

Den Namen des Königs, bei dem Theotrih im Ellende war, bezeichnet der Dichter nur mit ‚Gefolgsherr der Hunen‘, d. h. mittelhochdeutsch Hünen, neuhochdeutsch Heunen, wobei wir eher an Riesen als an das geschichtliche Volk der Hunnen denken; in jüngeren Eddaliedern ist es eine unbestimmte Volksbezeichnung geworden, z. B. ist Sigurd ein Hune genannt, und schon in der Wessobrunner Handschrift (S. 42) sind die Vandalen als Huni bezeichnet. Unser Dichter wußte wohl von den Hunnen nichts mehr, wie er auch Attila, ihren König, nicht nennt, den die mittelhochdeutsche Dietrichdichtung noch durchaus in Etzel festhält. Seine Geschichtskennntnisse sind offenbar sehr mangelhaft.

Und doch bedeutet das Hildebrandlied erst einen Anfang zu der geschichtlichen Verwirrung in den Epen des 13. Jahrhunderts: da ist Ermanarich, der Gotenkönig, der im Jahre 375 dem Hunneneinbruch

am Don erlag, inzwischen zu einem Scheusal entwickelt, der Feind geworden, der Dietrich aus Italien vertreibt (S. 48).

Wenn aber Hildebrand Ansbrand sein soll, wie hieß dann in der Dietrichdichtung der Getreue, der seinem Könige in das Ellende folgte? Vielleicht war es jener Gensimund, von dem der Minister Theoderichs, der ‚Gotenrömer‘ Kassiodor verschrieben schrieb: ‚Er hatte sich, der in der ganzen Welt Besungene, nur durch Waffenleihe Sohn Gewordene, den Amalern (d. i. dem ostgotischen Königsgeschlecht) durch so tiefe Ergebenheit verbunden, daß er auch ihren Erben erstaunlichen Gefolgschaftsdienst erwies. Wiewohl er selbst zum König erfordert wurde, opferte er andern sein Verdienst und brachte, der selbstloseste aller Menschen, was er sich selbst hätte übertragen lassen können, den Kleinen dar‘, wohl drei unmündigen Amalerprinzen, die man zeitlich nicht recht unterbringen kann. ‚Und so feiert ihn unsere Sage: es lebt der in unsern Erzählungen fort, der verachtete, was doch einmal sterben muß. So wird, solange der Name Goten bleibt, sein Ruhm von dem Zeugnis aller getragen.‘

Aber in unserm Liede wäre er dennoch ausgemerzt. Er wäre durch Hildebrand-Ansbrand ersetzt, den im gleichen Sinne getreuen Gefolgsmann und Vormund, der einst dem jungen Liuthbert die Krone zu retten suchte, statt sie selbst zu nehmen. Und so stark wäre dieser Einbruch der Hildebrand- in die Dietrichdichtung gewesen, daß es in dieser fortan, auch in allen deutschen und nordischen Weiterbildungen überhaupt keinen andern Waffenmeister Dietrichs als den langobardischen Hildebrand mehr gab. ‚Dietrichs Ellende‘ gibt nur die flüchtig skizzierte Ausgangslage, in der nun die eigentliche Hildebrandhandlung, der tragische Kampf zwischen Vater und Sohn, beginnt. Zu ihr aber gibt es in der Geschichte Ansbrands und Liutbrands schlechterdings kein Vorbild, nicht einmal eine Entsprechung zu Hadubrand. Hier demnach vor allem muß sich die Tragfähigkeit unseres Aufbaus bewähren.

Dieser Vatersohnkampf ist eine auch bei Persern, Russen und Iren erhaltene tragische Heldendichtung, aber nicht etwa indogermanischer Herkunft, sondern eine Wanderfabel, deren Gerüst sich folgendermaßen herauschälen läßt. Ein Held zieht in die Fremde und gewinnt ohne Ehe einen Sohn. Er übergibt der Mutter ein Kleinod für ihn und verläßt sie. Damit schickt sie den gewaltig Heranwachsenden aus, den Vater zu suchen. Aber er darf, um die Mutter zu schonen, seine Herkunft nicht verraten. Vater und Sohn treffen sich, der Vater fragt nach Nam und Art, der Sohn verweigert Antwort, rühmt aber den unbekanntem Vater. Der ahnt die Wahrheit, bietet Frieden und wird höhnisch zurückgewiesen. Drei- oder viergeteilter Kampf mit verschiedenen Waffen, zuletzt das

Ringens. Der Vater unterliegt, der Sohn will ihn töten. Aber der Vater rafft sich durch ein besonderes Mittel auf und besiegt ihn. Der Sohn tut noch einen tückischen Schlag. Da tötet ihn der Vater und erkennt ihn zu spät an dem Kleinod. Ungeheure Klage.

Diese Lieddichtung wird unter der Urbevölkerung Irans entstanden sein, wir wissen aber nicht das Wann und Wo. Sie ist von da um 1000 in das Schachname oder Königsbuch des Firdausi gedrungen, wo sie, gewaltig verbreitert, das letzte, sehr selbständige Buch des Epos ausmacht. Die Kämpfer sind Rustam und Suhrab.

Von ihm ist nach manchen Übereinstimmungen die großrussische „Byline“ von Ilja und Sokolnik abhängig. Diese Bylinen beruhen zu unterst auf Zuständen und Taten des 10.—13. Jahrhunderts und Kiews: dort wurden sie, wie die germanischen Heldenlieder, in der Gefolgschaft des Fürsten vorgetragen, und die Anregung stammte vielleicht von den (seit 864) germanischen Herren der Stadt. Niederschriften aber haben wir von diesen Heldenliedern erst seit dem 18. Jahrhundert; jetzt sind sie auf die äußersten Randgebiete des Nordens beschränkt, und die Instrumentalbegleitung ist ausgestorben.

Der irische Vatersohnkampf, zwischen Cuchullin und Conla, wird ins 9. Jahrhundert zurückgeführt, die erhaltenen Niederschriften, schon mannigfach bearbeitet, beginnen um 1100.

In allen Fällen wird die Dichtung, wie im Hildebrandliede, an eine vorhandene angelehnt, in sie hineingebaut, und Rustam, Ilja, Cuchullin sind schon anderweit gewaltige Helden.

Dem germanischen Vatersohnkampf ist der persische am nächsten verwandt. Die Kunde von Rustam ist früh in den Westen gedrungen; wir finden sie zu Beginn des 7. Jahrhunderts im Zweistromlande, im 7./8. bei den Armeniern, und sie lebt bei ihnen, aber auch bei den Kurden bis an die Gegenwart. Beide standen damals zwischen Persien und demselben griechischen Reiche, in dem Theoderich-Dietrich so lange heerführte, ehe er gegen Italien vorstieß. Es konnte diesen Stoff an die Langobarden liefern, wie es ihnen den Homerischen Göttertrug als Vorbild für den germanischen geliefert hatte: Freia überlistet nach der Erzählung wiederum des Paulus Diaconus ihren Wodan, den Langobarden Namen und Sieg zu geben. Der Weg geht über die griechisch-kaiserlich gebliebene Ostküste Italiens um Ravenna, das sog. Exarchat. Ein Weg, den auch die Kunde von Hildebrands Tode zu Hadubrand kommen konnte.

Die persische Dichtung hat aber noch besondere Züge allein mit der langobardischen gemeinsam.

Suhrab rühmt ‚zwischen zwei Heeren‘ wie Hadubrand den Vater, ohne ihn erkannt zu haben:

„Die Zeichen, die die Mutter mir gegeben,
find ich an ihm; mein Herz fühl ich erbeben:
Nur Rustam kann es sein, da auf der Erde
kein Held ist, der mit ihm verglichen werde.“

Die Frage des Sohnes nach dem Namen und Geschlecht ist dann fast von selbst gleichlaufend:

Er sprach: „O Tapfrer, eins bekenne mir!
Den Namen, den du führest, nenne mir!
Wer und von welchem Stamm du bist, erzähle!
Erfreue durch die Antwort meine Seele!“

Vor dem Kampfe bietet er noch einmal Frieden:

„Ich sehe, daß nicht schlecht dein Stammbaum ist:
so sag mir denn, von welchem Stamm du bist!
Da du mit mir willst gehen ins Gefecht,
verbirg mir Namen nicht und nicht Geschlecht!
Bist du der Herrliche, der Ungebeugte,
bist Rustam du, der Sal-Erzeugte?“

Aber Rustam weicht aus:

„Zum Kampfe haben wir uns herverfügt:
wie lauscht ich deinem Wort, das mich betrügt?
Du bist ein Knabe, aber ich bin alt,
zum Ringen hab ich meinen Gurt geschnallt!“

Hierzu lese man vom Hildebrandliede die Verse 8—11, 30—35, 37—41. Nur eins muß dabei den Leser ungeduldig machen: der germanische Dichter hat die Rollen von Vater und Sohn vertauscht, indem er den Vater, nicht den Sohn aus der Fremde kommen ließ. Er mußte es, wenn anders Ansbrand, der Dulder des Ellendes mit und für Liutbrand, Held der neuen Dichtung werden sollte. Daher also im Hildebrandliede die besondere umständliche Begründung dafür, daß der Alte der Frager ist, das einzige Erklären des Dichters: V. 7—13.

Diese Sonderähnlichkeiten erstrecken sich sogar bis in die Kampfszenen, die nur im Jüngerer Liede und in der Thidrekssaga erhalten sind. Im Schachname ist der entscheidende Kampf das Ringen, zu dem der ‚Gurt geschnallt‘ ist. Daran packen sich die beiden Kämpfer: Rustam — die Rollen sind hier natürlich nicht mehr vertauscht — zerbricht dem Sohne das Rückgrat, schleudert ihn zu Boden und stößt ihm das Schwert

in die Brust. Der Germane kennt solche Gürtel und solches Ringen nicht, aber im Jüngerem Hildebrandliede stehen doch jene Verse

Er erwischet in bi der mitte, da er am schwechsten was,
er schwang in hinder sich zu rücke wol in das grüne gras (S. 28).

Ein solcher Rest des Ringens, ein Unterlaufen, Umschlingen und Zu-Boden-Schleudern etwa, wird also im alten Liede dem letzten Schwertstoße vorausgegangen sein. Dieser Schwertstoß in die Brust, zu dem in der Thidrekssaga noch angesetzt ist, bringt auch im Persischen, und zwar wiederum nur dort das Ende.

Nun aber entfällt bei uns auch die unechte Geburt des Sohnes, da der Vater ja um die echte wußte, als er ihn daheim zurückließ. Und damit wieder entfällt die Namenverweigerung: Hadubrand wird frei und kann Hildebrands Frage ohne Umschweife beantworten. Der erfährt mit uns zugleich die Vorgeschichte, und wir lernen ihn nach den stolzen Worten des Sohnes einschätzen. D. h. auch das Erkennungszeichen fällt weg: der Vater tötet den erkannten, nicht den unerkannten Sohn, und nun war dieser Sohn echt, der letzte des Stammes und zugleich unwürdig durch jenen Schlag.

Aber auch der ist eine Neuerung des langobardischen Dichters: in der irischen Form, die zwar auch irgendwie selbständig aus Persien gekommen, dann aber, wahrscheinlich durch die seit 800 ins Land flutenden Wikinger, germanisch gewandelt ist, trifft der unterliegende Cuchullin den Sohn mit einer furchtbaren Sonderwaffe zu Tode; Rustam verschiebt durch eine üble List den Endkampf auf den folgenden Tag und erbittet sich inzwischen die überlästigen Kräfte von Gott zurück, dem er sie zur Verwahrung gegeben; Iljas Kraft wird auf Gebet verdoppelt oder verdreifacht. Nicht heller könnte die germanische Auffassung von Kampfehre aufleuchten, als in diesem Verdammen solcher Machenschaften: sie können nicht Sieg, nur Schmach und Tod bringen. Aber der so schlägt und so stirbt kann nicht der Vater sein, der doch Ansbrand und Dietrichs Held zugleich und nun neben Cuchullin, Rustam und Ilja in den Rang der höchsten Helden emporgerückt ist, sondern nur der Sohn, der ja wie sein Name nirgend sonst, weder in unsrer Geschichte noch in unsrer Dichtung, und neben Liutbrand nur in diesem von Ursprung fremden Zwischenspiele lebt.

So ist die Tragik ins Ungeheure gesteigert durch das Einfügen der Wanderfabel in die Dichtung von Dietrich-Liutbrands Ellende mit seinem getreuen Hildebrand-Ansbrand. Dabei ist das Geschichtlich-Gotische nur eine Art Rahmen geblieben oder ein Acker, der auf neue Saat wartet,

und das Unsichre der alten Namen nach Zeit, Ort und Zusammengehörigkeit — Theotrih, Otacher, Huni, Ostarliuti — spiegelt ihre dichterische Jenseitigkeit wieder. Neu ist hier erst der Zweikampf.

Daß der Sohn den Vater rühmt, fanden wir auch bei Firdausi. Der Langobarde beläßt ihm das, wiewohl er sonst die Rollen vertauscht hat. Aber Suhrab rühmt den Vater abseits, Hadubrand rühmt ihn ins Angesicht und reißt damit auch die neue Vorgeschichte in das Gedicht hinein: hier ist die Grundlage zu jener seiner eisernen Einszenigkeit gelegt.

Und nun können wir auch mit Hilfe der nichtgermanischen Dichtungen höher steigen. Wir können nicht mehr nur sagen, daß und wie dies Gedicht groß und schön ist, sondern auch, was erst der Dichter hinzutut und wie groß er selbst ist. Der Dichter verschiebt, — wir sprechen nicht mehr von Wort und Vers und Aufbau — er verschiebt, indem er den fremden Stoff in den germanischen Dietrich-Rahmen ordnet, die Tragik ganz in die Seelen: in die des Sohnes durch die Erfindung der unseligen Todesnachricht, in die des Vaters durch Beseitigung des äußerlichen Erkennungskleinods, und er steigert dadurch, daß er den Sohn echtbürtig macht, die Forderung an den Vater ins Übermenschliche. Eine neue Meisterschaft gedrängt großer Menschendarstellung gibt dem neuen Bau weit innerlicheren Halt: von je ist die Urgegensätzlichkeit von Vater und Sohn erspürt, und hier ist sie zu einem Urgrunde des Unheils geworden, aber unser Dichter hat alles Abenteuerlich-Überirdische absinken lassen, das Zaubersche, das seelische Begründungen verschmähen darf, die übernatürliche Kraft des Kindes, die Sonderhilfe der drei andern schon unterliegenden Väter. Vielmehr hat er den fürchterlichen Gegensatz grausam noch tiefer aufgerissen durch den Vorwurf der Feigheit (den wir ergänzten und der die Tat des Vaters aufs neue glaublich machen würde) und den niederträchtigen Schwertstreich. Denn der ist ihm nicht eine gute Kriegslust, sondern so unwürdig, daß unmittelbarer Tod ihn sühnen muß. Es hat sich alles in das reine Heldische gewandt, ohne daß dies Heldische, auch nur von ferne, götzenhaft geworden wäre: am seelischsten erhebt sich das undurchschaubare Herz, wo es über alle selbstverständliche Heldenforderung hinweg in den Notruf an den waltenden Gott flüchtet.

Es ist ein Lied von schwerem Seelenkampf der Liebe und der Ehre, und so gehört es in eine höhere Sonderart unsrer ‚zweiseitigen‘ Heldenlieder. Die Langobarden kannten sie bereits im 6. Jahrhundert: Thurisinds, des Gepidenkönigs, Sohn Thurismod ist von dem jungen Alboin gefällt. Der reitet an den Gepidenhof, nach Brauch die Waffensohnschaft (vgl. S. 51) zu fordern. Thurisind nimmt ihn gütig auf und schützt nach schwerem Herzenskampfe das Gastrecht in dem ausbrechenden Streite. Uns

ist diese höchste Veredlung der Heldenkraft am geläufigsten aus dem Nibelungenliede und der Seelennot Rüdigers zwischen der verwandtschaftlichen Liebe zu den burgundischen Königen und dem Manneneid, den er Kriemhild geschworen. Auch da muß immer noch die Liebe unterliegen.

Durch die Ansetzung in der Königszeit Liutbrands (712—44) tritt das Hildebrandlied zu einer jüngsten Gruppe der Gattung, zu der noch das alemannische Lied von Walthari und das bairische von Cremhild (S. 16) gehören.

Wir haben das alte Lied von Walthari nicht mehr, der sich und seine Braut Hildegund in einer Felsenschlucht gegen eine ganze Schar räuberischer Franken unter ihrem Könige Gunthari-Gunther verteidigte, wir können es nur erschließen, am besten aus den beiden erhaltenen Bruchstücken seines unmittelbaren angelsächsischen Nachfahren, des Waldere-Liedes 10. Jahrhunderts, und dem vollständigen, aber zu einem kleinen lateinischen Hexameter-Epos ausgewalzten und mönchisch umgefärbten ‚Waltharius‘, den man neuerdings ins 9. Jahrhundert emporschieben möchte.

Beide weisen sinnfällige Übereinstimmungen mit dem Hildebrandliede auf:

„Nun hole, wenn du es wagst,
von so germüdem Manne die graue Brünne!“

ruft Waldere dem Frankenkönige zu; in unserm Hildebrandliede heißt dies:

V. 55 „Doch magst du nun leichtlich, wenn dein Kampfmut dir langt,
so altem Manne abkämpfen die Rüstung.“

Dazu die schon (S. 31) angeführten Worte der Braut an den Helden:

„Du hast stets fürder zu fechten gesucht,
zu kämpfen ohne Grenze, drum graute mir um dein Schicksal,
weil du zu freventlich Fechten suchtest
im Anpralle mit andern Mannes
Kampfwillen.“

Hadubrand aber sagt von seinem Vater:

V. 27 „Er war immer dem Volk an der Spitze, ihm war immer
Fechten zu lieb.“

So gewönne auch die Ergänzung zu V. 27 (S. 30f.) eine neue Stütze.

Im ‚Waltharius‘ dagegen wird ein Gleichlauf mit dem Hildebrandliede in der Begegnung des als erster auftretenden Kämpfers Camalo und des Helden Waltharius sichtbar: der (wie Hildebrand) ankommende Fremdling, dem der Einheimische vor der Schar der Seinen entgegentritt;

Frage nach Namen und Geschlecht; Selbstnennung und Erzählen der Schicksale; Anbieten von Goldringen, um den Kampf zu vermeiden, und Zurückweisung; Spott- und Reizreden; Kampf mit der Lanze, beendet durch das Schwert. Vielleicht auch der Preis des Schildes (vgl. S. 30 f.).

Die Anklänge des ‚Waldere‘ gliedern sich in die des ‚Waltharius‘ ein, und es ist nicht glaublich, daß deren Dichter unabhängig von einander das Hildebrandlied geplündert hätten: so wäre der Plünderer vielmehr schon der Dichter des Walthariliedes gewesen, der sich auch sonst als erbender Nachkömmling erweist.

Vielerlei muß uns veranlassen, dies Lied in die letzten Jahre der alemannischen Selbständigkeit unter Herzog Landfried zu legen als einen letzten Triumph gegenüber den vordringenden Franken; Landfried starb 730, und Karl Martell wurde Herr.

Die Möglichkeit langobardischer Beziehungen ist im übrigen für ein alemannisches Heldenlied wiederum durch die Verwandtschaft der nachbarlichen Mundarten des Oberdeutschen gegeben. Einen Beleg für das Alemannische haben wir z. B. an der ältesten Handschrift von König Rotharis Langobardengesetz (Edictus Rothari), die noch dem 7. Jahrhundert angehören mag und über Reichenau nach St. Gallen gekommen ist; sie zeigt deutlich die Art des Eindringens oberdeutscher Lautungen in die langobardischen Worte. Andererseits ist der ‚Waltharius‘, der lateinische Nachkomme des Walthariliedes, in der Chronik des langobardischen Klosters Novalesse verarbeitet, derselben, die auch die Adalgisgeschichte (S. 49) und somit das Sprichwort des Hildebrandliedes (V. 37 f.) bewahrt.

Selbst der Name Walthari könnte aus dem Langobardischen stammen: er ist häufig dort, und im 6. Jahrhundert trägt ihn ein König, während er sich anderweit nicht hat anknüpfen lassen. Daraus könnte man dann die Möglichkeit ableiten, daß die Heldenliedkunst, die in Alemannien sonst keine Blüte gezeitigt hat, jetzt von einem langobardischen Dichter herbeigetragen sei, und als Beweis eine Prachtstrophe des alten Hunnenschlachtliedes anführen, die wir lateinisch gewandt im ‚Waltharius‘ wiederfinden, die also schon von dem Dichter des Walthariliedes übernommen gewesen sein muß. Die ‚Hunnenschlacht‘ aber lag damals schon in langobardisch-deutscher Neugestaltung vor. Vgl. auch S. 27.

Andererseits ist das Lied von Walthari dem bairischen von der Burgunden Untergang, dem Cremhild-Liede (S. 16), schon in den Grundlagen verschuldet. Da hatte die Heldin nicht mehr wie in der (als Lied nur durch die Edda auf uns gekommenen) burgundischen Urfassung ihre könig-

lichen Brüder an dem Gatten, dem furchtbaren Hunnen Atli-Attila zu rächen, der sie um ihren Schatz hingemordet hatte, sondern sie rächte, und zwar mit Hilfe Dietrichs und seines Hildebrand, ihren ersten Gatten Siegfried an seinen Mördern, den burgundischen Königen und deren oberstem Manne Hagen. Das ist fast eine Umkehrung aller Ziele und Taten, hervorgerufen zumeist dadurch, daß in der bairischen Auffassung, von der ostgotischen her, ein gütiger Etzel-Attila = ‚Väterchen‘ fortlebte, wie er ja denn in der Geschichte die Ostgoten beherrschte, in der Dichtung Dietrich aufnahm und heimführte. Dietrich kann dann also auch bei ‚der Burgunden Untergang‘ zugegen sein und Hagen, den letzten und stärksten, bezwingen, den eigentlichen Mörder Siegfrieds.

Den so emporgesteigerten Hagen und den in seinem Schatten herabgesunkenen Gunther, den ersten der drei Burgundenkönige, zeigt nun das Waltharilied bei jenem Überfall, den Gunther, noch weiter gedrückt, als Führer seiner Schar wie ein Wegelagerer ins Werk setzt, indes Hagen im Zwiespalt der Pflichten gegen den königlichen Herrn und den Blutsfreund bis fast zum Letzten beiseite bleibt.

Das Waltharilied (von etwa 725—30) ist demnach zugleich jünger als das Cremhild- und das Hildebrandlied, dies aber älter als beide, weil es erst einen Hildebrand zu Dietrich und in seine Verbannung gebracht hat.

Das Hildebrandlied wäre also an Liutbrands Hofe zwischen 712, dem Anfangsjahr seiner Regierung, und 730, dem letzten möglichen Entstehungsjahr des Walthariliedes verfaßt?

Wir kennen die langobardische Sprache von damals aus Rechtsworten und Namen in Urkunden- und andern Texten, auch ein paar Sätzchen bis ins 10. Jahrhundert — alles neu aufzuarbeiten — und schließlich aus den mundartlichen Resten der sog. Kimbrischen Gemeinden ob Verona, die nicht kimbrisch sind.

Die Langobarden waren in jahrhundertlangem Wandern, Seßhaftwerden und wieder Wandern aus Skandinavien nach Italien gekommen. Sie hatten dabei zu ihrer eignen Sprache, die man sich noch nicht als Nordisch von einer urgermanischen Gemeinsamkeit abgehoben denken darf, von der jeweiligen Nachbarschaft in Schleswig-Holstein, an der Unterelbe, an der bairischen Ost- und dann Südgrenze manches Sprachliche dem Eignen zugesellt — z. B. ist das auslautende *a* von *arga* anglisch oder sächsisch —, und schließlich war das Langobardische grade in der bairischen Nachbarschaft durch Einführung der hochdeutschen Lautverschiebung unser ältestes Hochdeutsch geworden, schon 100 Jahre vor dem ältesten bairischen Gesetze (von 743) belegt. Es ist der bairischen

Mundart nächst verwandt, näher als sie der fränkischen. (Zur alemanischen s. S. 57.)

Zur Zeit Liutbrands hätte der Unterschied im Vokalismus vielleicht überhaupt nichts ausgemacht. *ai*, *au*, *ō* und Umlautlosigkeit des *a* sind, z. t. in Mehrheiten (gegen *ei ou uo e*) noch jetzt im Hildebrandliede erhalten, *au* sogar ganz; möglich daß man damals im Bairischen statt *ē* und *ō* auch noch *ai* und *au* hatte wie das Langobardische, z. B. in *rairaup* ‚Leichenberaubung‘, *laun* ‚Lohn‘.

Schwieriger ist es mit den Konsonanten, und da können wir in gewissen Fällen schärfer nachprüfen.

Die anlautenden *h* vor Konsonanz sind in den Stabreimen des Hildebrandliedes völlig erhalten: *hringa*: *helidos*: *hiltiu* V. 6, *hrusti*: *heremo* 56, *hregilo*: *hruomen*: *hiutu* 61, *huizze*: *harmlihho* 66. Das ist im Langobardischen schon seit König Rotharis Gesetz von 643 nicht mehr zu erwarten, im Bairischen aber um 765 im Reim das Natürliche und noch gegen Ende des 8. Jahrhunderts allenfalls denkbar.

Also könnte unser Gedicht, wenn es langobardisch wäre, nicht zu Liutbrands Zeit entstanden sein und nicht auf ihn gehen, oder wir hätten es nur in deutscher Umgestaltung.

Eine solche Umgestaltung läßt sich kaum annehmbar machen, wenn man dies klein-große Kunstwerk so ins Einzelste dichterisch durchwaltet denkt, wie wir es getan haben. Nur lautliche Schichten, Fränkisch über Bairisch, mußten wir schon für seine hochdeutsche Gestalt zugeben und könnten Entsprechendes auch hier: Bairisch über Langobardisch.

‚Die Helden‘ heißt im Althochdeutschen *helida*, im Langobardischen und Altsächsischen ist die Endung *-os*. Man wird annehmen wollen, daß *-os* in V. 6 zu dem Sächsischen gehört, das unter Hraban in das Lied einfließen sollte. Bei *sunufatarungo(s)* in V. 4 geht das wegen der Schlußverstümmelung nicht gut: der Abschreiber hätte dann die *-os* nicht eingeführt, sondern übernommen, und so könnten sie Reste des langobardischen Urtextes sein, zumal das Wort *sunufatarungos* im Deutschen unbekannt und ungewöhnlich ist, wie etwa auch *staimbort* V. 65, die einzige kenningartige Bezeichnung in unserm Texte (s. S. 22). Die ist sogar versteinert, wie wir daran sehen, daß diese ‚Buntborde‘ im nächsten Verse ‚weiße Linden‘ sein sollen, und daran, daß hier das einzige *ai* erhalten blieb; *ai* aber ist im Langobardischen so gut wie selbstverständlich. Hinzufügen ließe sich vielleicht noch, freilich in weitem Abstände das *heuan* in V. 30. Es ist die niederdeutsche Entsprechung des hoch-

deutschen *himil*. Aber es wäre der einzige Fall, in dem ein ganzes niederdeutsches Wort für ein hochdeutsches eingesetzt wäre — und das nicht im unternehmungslustigen Anfang des Gedichtes (V. 1—5), sondern mitten darin —, stützig macht auch die Schreibung *u* (*v*) für das *h* unsrer altsächsischen Bibeldichtung, die von Fulda ausgegangen ist. Im Langobardischen fehlt sowohl *himil* wie *heban* für unser ‚Himmel‘, aber es wechselt dort die Schreibung des *b* im Inlaut zwischen Vokalen — das im Hildebrandliede immer, nämlich 11 mal durch *b* wiedergegeben ist — mit *u* (*v*). Dies gehört sogut wie der Verlust des anlautenden *h* vor Vokalen (z. B. Aribert für Haribert) zu den starken umgestaltenden Einflüssen des umgebenden Italienischen auf die eigne Sprache. Demnach konnte, wenn die Langobarden die Form mit *u* und ableitendem *n* aus der nordischen Heimat mitgebracht oder von den Sachsen entlehnt hatten, ihre Schreibung die des Hildebrandliedes sein.

Von den Versen mit bairischen *hr:h*-Reimen läßt sich einer auch langobardisch lesen: V. 6 *helidos [:h]ringa : hiltiu*, und so steht es auch in der Handschrift. Ebenso könnte sie in V. 61 auf [*hiutu:h*] *regilo : rumen* (‚die Rüstung räumen‘ statt ‚der Rüstung rühmen‘) zurückleiten. Weit mehr fällt ins Gewicht, daß dieser Fall mit dem noch übrigen (V. 56) in den Schluß und seine Kampfschilderung gehört, dessen Variationsstil (nach S. 22) so stark von dem der Einleitung abweicht. Daß man grade bei einem solchen Gegenstand aus sich herausgehen konnte, weiß der Liebhaber altdeutscher Dichtung (vgl. S. 24).

Weitere Spuren der Bearbeitung könnte man in der Mangelhaftigkeit einer Anzahl von Versen suchen, wo man zunächst an Irrtümer der Schreiber denken würde: V. 10/11 und 46 (mit *hrüstim*!) sind ohne Stabung, und auch die Fehlerhaftigkeiten von 28 und 32 könnten durch sprachliche Umsetzung entstanden sein.

Augenscheinlich aber läßt sich mit diesen Versuchen wenig ausrichten. (In V. 61 würde *rumen* eine metrische, syntaktische und inhaltliche Verschlechterung bedeuten, die man eher grade einem Bearbeiter zutrauen möchte. Vgl. S. 24.) Die Last des Beweises langobardischer Herkunft ruht doch auf den *-brand*-Namen, dem Vergleich Hildebrands mit Anbrand und den sachlichen Gründen (von S. 49 f.).

Sind aber die sprachlichen Schwierigkeiten des Übergangs vom Langobardischen zum Bairischen gering, nicht vergleichbar denen des Übergangs vom Hochdeutschen zum Niedersächsischen in unsrer Fuldaer Niederschrift, oder gar von einer gotischen, dem Anschluß an die Dietrichdichtung scheinbar gemäßerer Vorstufe ins Deutsche, so müssen sie ganz

zurücktreten, wenn man des breiten Kulturstromes gedenkt, der stetsfort vom Süden her über den Brenner flutete, und daß nun der Stoff einer Dichtung zwischen beiden Stämmen lag wie der von dem Langobarden Ansbrand, der bei dem Baiern Theobert im Ellende war und mit Hilfe seines Heeres heimgeführt wurde: ein Hochbild der vielfachen nachbarlichen Verschwägerung der beiden Fürstenhäuser. (Vgl. z. B. S. 47.)

Wir können diese bairische Bearbeitung nicht unmittelbar neben das langobardische Urgedicht von 712—30 stellen. Die bairischen *hr* und *hu*, die im Abrogans, d. h. um 765, noch ziemlich fest sind, hätten wohl bald danach anlautendes *r* und namentlich *w* ohne *h* neben sich gelitten. Ein langobardisches Gedicht mit *hr : r*-Reimen hätte dann also ohne weiters übernommen werden können. „Um 765“, das wäre zugleich der Beginn des gelehrten auf dem langobardischen aufbauenden bairischen Schrifttums des Bischofs Arbeo von Freising, der in der Grenzfesten Mais bei Meran geboren war und so von Kind auf in der flutenden Mitte zwischen den Sprachen des Südens und Nordens stand. Auf seine Veranlassung, wenn nicht als sein Werk, entstand der nun schon oft genannte Abrogans, und auch er enthält mindestens Sonderverwandtschaften mit dem Langobardischen, so das *e* für *eo* (*piflehan*, *flezzant*). Grade dies *e* hat auch das Hildebrandlied in *Detrihhe* V. 23. Das ursprüngliche anlautende *w* vor *r* ist im Abrogans schon ganz eindeutig aufgegeben: das stimmt zu unsrem Stabreim *riche : reccheo* (statt *wreccheo*) V. 48 und auch zum Langobardischen, besagt hier also nichts.

Wir stoßen damit wieder auf die S. 45 begründete Möglichkeit, daß das Lied bereits von einem der ersten bairischen Mönche nach Fulda gebracht sein könne, und damit sind wir wieder auf dem Wege, der über Fulda zu uns führt und den wir nun kennen. Er ist zugleich ein Bild des Wanderns unsrer Heldenlieder.

Den langobardischen Urtext herzustellen, kann man nicht einmal versuchen. Aber auch den bairischen aus der Versetzung mit den Zutaten von Fulda zu lösen, was man versuchen müßte, getrauen wir uns nicht, solange nicht der hochdeutsche Text ohne die sächsischen Zutaten aus der Zeit Hrabans seinen Gang angetreten hat.

Hildebrand ist in seiner Welt immer lebendig geblieben, solange sein Herr Dietrich trotz aller seiner Wandlungen als Dietrich lebte, unzertrennlich von ihm auf der Höhe der Nibelungendichtung wie in ihren spätern Absenkern, in den Dietrichepen und besonders in den kleinen, die ihn sogar in der Gunst der Dichter und also wohl auch ihrer Hörer

humoristisch und derb den Herrn überwachsen lassen; nicht etwa noch der unerbittliche Richter seines Sohnes, der im alten Hildebrandliede wie ein unbekannter Wandelstern am Himmel emporgeschossen, im jüngern bereits untergegangen war, sondern die verständlichste, vollgültigste Vermenschlichung der volkstümlich vor allen andern gepriesenen Tugend der Mannentreue — vielleicht nach einem gotischen Vorbilde. Und er verdankt seinen Namen nur unserm Dichter.

Lebt wohl!

Verzeichnis der Texterklärungen

zu Vers	Seite	zu Vers	Seite	zu Vers	Seite	zu Vers	Seite
1—5	60	17	15. 35 ^a	33 ff.	24	55	26
1	15	19	15. 40 f.	33	10 ^a . 29	56	59 f.
2—5	22	20 f.	21	35	23	57 f.	31
2	35	20	35 ^a	36	12 ^a f. 45	57	15. 35
3	10 ^a . 45	21	40	37—41	53	57a	25 ff.
4	10 ^a . 24. 59	22	10 ^a . 21 f. 35	37 f.	18. 49. 57	58—62	22
5	15	23	10 ^a . 40. 61	37	12 ^a . 21	58	26
6 f.	21	23 f.	25. 31	38 f.	21	59 f.	22. 26
6	59 f.	24	10	40	12. 29	60	20. 26
7—13	53	25	10. 20	42 ff.	25. 49	61	12 ^a . 24. 41.
7	10 ^a . 45	26	10. 10 ^a	43	12 ^a		59 f.
8 ff.	24. 53	27	10. 10 ^a × 15.	44	31	63	35 ^a
8	31. 41		25. 31. 35	45	12 ^a f. 45	64—67	22
9	10 ^a . 41	27a—29	31	48	25. 45. 61	64	12 ¹⁰ f. 24
10 f.	23. 60	28—33	30 f.	48a	25. 29 f.	65	24. 41. 59
11	41	29	10. 25. 31	49—54	33	66	15. 35 ^a . 59
12	15 × . 35	30—35	52	49	30. 33	68a	27 ff. 51 f.
13	10 ^a	30	12 ^a . 33. 45.	50 ff.	30		53 f.
14	10 ^a . 45		60	52	15. 35		
17—28	23	32 (a)	31	55 f.	29. 56		

Texterklärungen zu den Zeilen der Tafeln sind außer in den Fußnoten ihrer Umschriften (S. 11 u. 13) in den Nachweisen für die entsprechenden Verse zu finden. Neben Verszahlen stehendes a meint Erklärungen zu Lückenfüllseln.